

fach ein lebendes Objekt (Körper) der medizinischen oder neurobiologischen Forschung ist, sondern Subjekt (Leib, Person) in genau dem Sinn ist, in dem der Experimentator sich selbst als Subjekt (Leib, Person) versteht. Das Tier dagegen kommt *nicht als Mithandelnder* im Experiment in Betracht, sondern als *sich verhaltendes Lebewesen*.

Modelle und Metaphern⁴⁰ | Die konstruktivistische Konzeption von Wahrnehmung scheint zunächst sowohl den methodischen Überlegungen zur Verwendung von Modellen (als ›Modellen für...‹) und Metaphern – wir konstruieren in der Verwendung von Metaphern Bedeutungen für anders nicht einführbare Gegenstände – als auch dem experimentellen Befund näher zu stehen als repräsentationistische Ansichten. Denn gerade das exemplarisch angeführte *blind sight*-Experiment lässt ja fragwürdig werden, was in solchen Fällen mit Repräsentation gemeint sein kann, wenn zwar dem Auge angebotene Lichtreize in dem ›blinden‹ Teil des Gesichtsfelds richtig fixiert werden, und es somit sieht, der Patient aber *keine bewusste, also sprachlich artikulierbare ›Wahrnehmung‹* des Lichtreizes hat. Allerdings reflektiert der neurobiologische Konstruktivismus nicht die konstitutive Funktion des Sprechens für das Wahrnehmen.

›Modell für...‹ als
asymmetrische
Relation

Als Resultat der bisherigen methodischen Rekonstruktionen wissenschaftlicher Sprachgebräuche und Handlungspraxen können folgende asymmetrischen Relationen festgehalten werden:

1) ›Modelle für...‹ im neurobiologischen Forschungszusammenhang haben die Funktion der Gegenstandskonstitution. Erst das Modell erlaubt die Bestimmung des Wahrnehmungsorgans und die Funktionszuweisung eines Organs als z. B. eines *Wahrnehmungsorgans*. *Im naturalistischen Verständnis von Modellen* – angelegt sowohl bei Helmholtz und Mach als auch im Repräsentationismus und neurobiologischen Konstruktivismus – *sind Modell und im Modell dargestellter Gegenstand symmetrisch gegeneinander austauschbar*: Die Kamera kann als Modell von einem

40 | Zur philosophischen Diskussion des Metaphernbegriffs verweise ich auf Jörg Zimmer, *Metapher* (Bibliothek dialektischer Grundbegriffe, Band 5), Bielefeld ²2003. Zum Verhältnis Metapher und Modell siehe Mathias Gutmann/Christine Hertler, *Modell und Metapher. Exemplarische Rekonstruktionen zum Hydraulikmodell und seinem Mißverständnis*, in: *Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie* 6, Berlin 1999, S. 43–76

Auge wie auch umgekehrt das Auge als Modell von einer Kamera verstanden werden. Die Austauschbarkeit der beiden Glieder sei gesichert aufgrund der für beide geltenden Naturgesetze. Kamera und Auge seien zwar strukturell verschiedene, aber funktionsgleiche Realisate optischer Naturgesetze.

2) Die im ›Modell für...‹ erfolgende Gegenstandskonstitution kann auf verschiedene Weise erfolgen, je nachdem, was als Modell für die Konstitution des Gegenstands unter Angabe der Zwecke und Gründe ausgewählt wurde. Durch empirisches Wissen oder allein über die ausgewählten Modelle kann keine Entscheidung darüber erfolgen, warum etwa unser eigenleibliches Verhalten einen besseren modelltheoretischen Ansatz der Gegenstandskonstitution für Wahrnehmungsorgane liefern soll als eine Modellierung über ein technisches Artefakt wie eine Kamera. Als zweite asymmetrische Relation soll daher festgehalten werden,

a) dass die Modellierung eines Gegenstands verstanden werden muss als Normierung von Sprech- und Handlungsweisen für wissenschaftliche Zwecke, basierend auf bzw. abgeleitet von vorwissenschaftlichen Sprech- und Handlungsweisen. Im Unterschied zu Argumentationen in wissenschaftlichen Kontexten wird in vorwissenschaftlichen Redeweisen für das jeweils behauptete kein *transsubjektiver*, sondern ausschließlich ein *intersubjektiv* einlösbarer Geltungsanspruch erhoben.

b) Im Gebrauch von Metaphern finden wir dann, wenn die Behauptung richtig ist, dass Modelle Normierungen metaphorischer Redeweisen seien, dieselbe Relation vor wie bei Modellen: ›Eigentliche Metaphern‹ haben im lebensweltlichen Sprechen die Funktion der Konstitution und Reflexion von Gegenständen, über die wir ohne Metaphern keine Aussagen treffen könnten. Daher können ›eigentliche Metaphern‹ nicht durch Formen expliziter (metaphernfreier) Rede ersetzt werden. ›Eigentliche Metaphern‹ sind somit ›notwendige Metaphern‹.⁴¹

3) Die dritte asymmetrische Relation ist mit der Bestimmung des Verhältnisses von Tun, Handeln und Verhalten gegeben. Im neurobiologisch-konstruktivistischen Diskurs wird ersichtlich

41 | Die Unterscheidung von ›Modellen für...‹ und ›Modellen von...‹ entspricht somit streng der Unterscheidung von eigentlichen (notwendigen) und bloßen Metaphern; siehe zu letzterem Unterschied Josef König, Bemerkungen zur Metapher, in: Kleine Schriften, hg. von Günter Dahms, Freiburg/München 1994, S. 156–176.

nicht zwischen Handeln und Verhalten unterschieden, obwohl in dem Versuch der Erklärung des Zustandekommens von ›Bedeutungen‹ in neuronalen Systemen auf jedermann zugängliches Wissen über eigenleibliches Handeln zurückgegriffen wird. Nur die Explikation des Handelns erlaubt, genau genommen, erst die Einführung des Verhaltensbegriffs und somit die Bestimmung des Unterschieds von Handeln und Verhalten als Selbstunterschied des Tuns und nicht als Unterschied von Kultürllichem (Handeln) und Natürlichem (Verhalten).

Die Rekonstruktion dieser drei asymmetrischen Relationen ergibt für die Bestimmung des (methodischen) Anfangs von Aussagen über Wahrnehmungen, dass die Handeln-Verhalten-Relation basal ist, und auf ihr aufbauend als Beschreibung unseres Handlungswissens die Relation ›eigentliche Metapher‹ – ›bloße Metapher‹ eingeführt werden kann, über die dann erst wissenschaftliche Aussagen über Wahrnehmungsorgane nach Maßgabe der Gegenstandskonstitution (Relation ›Modell für...‹ – ›Modell von...‹) ermöglicht werden. Den ersten beiden Relationen wollen wir uns nun zuwenden.

Diskursivität
und Intuition

Für die Bearbeitung dieses Problems kann an Ausführungen in Kants *Kritik der Urteilskraft* angeknüpft werden. In dem systematisch wichtigen, bisher aber zu wenig beachteten § 59 hält Kant fest, dass der Diskursivität die Intuition entgegengesetzt werden müsse, nicht aber – wie es in seiner Zeit üblich war – das Symbolische. »Das Intuitive der Erkenntnis muß dem Diskursiven (nicht dem Symbolischen) entgegengesetzt werden. Das erstere ist nun entweder schematisch, durch Demonstration; oder symbolisch, als Vorstellung nach einer bloßen Analogie.«⁴² Die symbolische Intuition sei kein bloßer Zierrat, kein sichtbares Zeichen als bloßer Ausdruck für Begriffe. Vielmehr verrichte die Urteilskraft vermittels symbolischer Intuitionen ein doppeltes Geschäft, »erstlich den Begriff auf den Gegenstand einer sinnlichen Anschauung, und dann zweitens die bloße Regel der Reflexion über jene Anschauung auf einen ganz andern Gegenstand, von dem der erstere nur das Symbol ist, anzuwenden.«⁴³ Mit diesem Verfahren werde es möglich, »Ausdrücke für Begriffe nicht vermittelt einer direkten Anschauung, sondern nur nach

42 | Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: Werke, Band 5, hg. Wilhelm Weischedel, Wiesbaden 1974, S. 459

43 | Ebd. S. 460

einer Analogie mit derselben, d. i. der Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz andern Begriff, *dem vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann*»⁴⁴ zu verwenden. Solch intuitive Erkenntnis bedürfe dringend einer weitergehenden Untersuchung, denn: »Unsere Sprache ist voll von dergleichen indirekten Darstellungen, nach einer Analogie, wodurch der Ausdruck nicht das eigentliche Schema für den Begriff, sondern bloß ein Symbol für die Reflexion enthält.«⁴⁵

Diesem Problem, insbesondere den asymmetrischen Relationen, hat Josef König (1892–1985) von seinen ersten Arbeiten an besondere Aufmerksamkeit gewidmet, vor allem mit seinen Überlegungen zu modifizierenden und determinierenden Prädikaten, mit denen die begriffliche Basis für die Rekonstruktion asymmetrischer Relationen und deren Verknennung (»Nivellierung«) als symmetrischer gewonnen wird. »Unter determinierenden Eigenschaften denken wir solche, die dem Ding rein auf dem Grunde seiner selbst zukommen. Modifizierende Prädikate hingegen determinieren zwar nicht minder ihre Subjekte, und insofern gilt auch in bezug auf sie, daß sie den entsprechenden Sachen rein auf deren eigenem Grunde zukommen; es ist eine Bestimmung der res [des Dings] selbst, daß sie gütig oder schön oder gerecht ist. Allein damit geht nun bei ihnen notwendig zusammen, daß sie ihren Trägern allererst zuwachsen, wenn der fühlende Mensch vor diese hintritt. Durchaus wohnen sie ein oder inhärieren sie, und dennoch wohnen sie nur bezüglich ein.«⁴⁶

Modifizierende
und determinie-
rende Prädikate

Zum Problem wird nun, dass wir modifizierende Prädikate in der alltäglichen, aber eben gerade auch in der nicht-reflektierten wissenschaftlichen Rede so verwenden können, als seien sie bloß determinierende Prädikate; etwa wenn wir sagen »x ist gerecht«, so wie wir sagen »x ist blau«. In dieser Redeweise wird die Verschiedenheit im Prädikattyp von determinierenden und modifizierenden Prädikaten »nivelliert«. Die Möglichkeit nivellierenden Sprechens basiert zwar zum einen darauf, dass modifizierende Prädikate auch wie determinierende Prädikate an einem Sachverhalt etwas bestimmen – und insofern können wir in aller Regel auch verstehen, was etwa mit Ausdrücken wie »x ist gerecht«

44 | Ebd.

45 | Ebd.

46 | Josef König, *Sein und Denken*, Tübingen 1937, S. 4 f.

oder »y ist schön« gemeint ist –; verdeckt wird zum anderen aber in der Form nivellierenden Sprechens, dass modifizierende Prädikate auf andere Weise eingeführt werden müssen als determinierende Prädikate. Modifizierende Prädikate, so König, können nur als Metaphern eingeführt werden, als notwendige metaphorische »Umschreibung« dessen, was »eigentlich« gemeint ist.

Notwendige Metaphern Mit notwendigen oder »eigentlichen Metaphern« drücken wir einen Sachverhalt aus, über den wir ohne Metaphern überhaupt nicht reden könnten. Um den »Formunterschied« von »bloßen« und »eigentlichen« Metaphern zu verdeutlichen, verweist König auf den Fall, dass wir uns das Denken als Vorgang dadurch verdeutlichen könnten, dass wir Denken als einen Vorgang des Produzierens und das Verhältnis von Denken und Gedachtem als Produktionsverhältnis, also als Verhältnis von Produktionsvorgang und Produkt beschreiben. Mit einer solchen Aussage soll selbstverständlich nicht behauptet werden, das Denken sei in genau der gleichen Weise eine Art der Gattung des handwerklichen Produzierens so wie Bauen und Spinnen etwa Arten handwerklichen Produzierens sind. »Zwar mag man sagen, daß wir Denken und Handwerken miteinander vergleichen; aber offenbar ist es so, daß wir dabei sehr viel mehr mit dem irgendwie sinnfälligen Handwerken, als umgekehrt dieses mit jenem vergleichen. Was das Hervorbringen ist, wir uns an dem sinnfälligen Handwerken vergegenwärtigen, nicht am Denken. Infolgedessen läßt sich z. B. denken, daß das Handwerken für sich allein schon ein Hervorbringen wäre; hingegen ist es unmöglich, das Denken für sich allein, d. h. ohne Hinblick auf das Handwerken, als ein Hervorbringen aufzufassen.«⁴⁷ Obwohl also das Vergleichen eigentlich ein symmetrisches Verhältnis der miteinander Verglichenen unterstellt, zeigt sich in solchen Fällen der Vergleich als asymmetrisch.⁴⁸ Zwar kann ich mir in metaphorischer Rede das Denken als Akt des Produzierens vergegenwärtigen über Arten des handwerklichen Produzierens, nicht aber umgekehrt das handwerkliche Produzieren über das Denken. Um einen solchen Vergleich in dieser Weise durchführen zu können, muss ich also immer schon wissen, was mit handwerklichem Produzieren ge-

47 | Josef König, Bemerkungen zur Metapher, a.a.O. (Fn. 41), S. 169

48 | Über diese Argumentation lassen sich Einwände gegen Metaphertheorien formulieren, die ausschließlich auf die Vergleichsfunktion von Metaphern abheben.

meint ist, um verstehen zu können, inwiefern Denken ein Akt des Produzierens sein könnte. »Aber der Blick auf das Denken als Hervorbringen hat den vergleichenden Hinblick auf das Handwerken notwendig immer schon hinter sich, der auf dieses hingegen nicht notwendig den auf das Denken.«⁴⁹ Damit wird ausgewiesen, dass es einen Bereich diskursiven Sprechens gibt – wie wir etwa über das Denken begrifflich exakt sprechen können, obwohl wir den Gegenstand selbst nicht direkt aufzeigen können bzw. im Miteinander-Sprechen erst den Gegenstand, über den gesprochen wird, konstituieren –, in dem wir notwendig auf den Gebrauch von Metaphern angewiesen sind. In diesen Bereich des notwendig metaphorischen Sprechens gehört auch das Reden über Wahrnehmen.

Die Sprachgebundenheit des Wahrnehmens | Für das Wahrnehmen bedeuten solche metaphortheoretischen Überlegungen, dass ich z. B. nicht zuerst einen Sonnenuntergang als einen bestimmten Eindruck wahrnehme, diese Wahrnehmung mich als Wahrnehmenden dann in eine bestimmte Stimmung versetzt, die ich schließlich anderen gegenüber ausdrücken könnte. Vielmehr wird erst in und mit der Beschreibung eines Sonnenuntergangs als eines so-und-so-gearteten stimmungshaften oder schönen Ereignisses, die ich einem anderen gebe, aus diesem Ereignis eine Wahrnehmung genau dann, wenn der andere in der von mir gegebenen Beschreibung als der Beschreibung eines solchen stimmungshaften oder schönen Ereignisses überstimmt. Das ›Ausdrücken von...‹ ist damit dem ›Eindruck haben von...‹ nicht in der Weise nachgeordnet, dass zeitlich zuerst ein vorsprachlich zustande gekommener Eindruck vorhanden sein müsste, der dann in einem zweiten Schritt sprachlich zum Ausdruck gebracht werden könnte, indem ich meine Wahrnehmung einem anderen mitteilte. Vielmehr handelt es sich bei der Rede von Eindruck und Ausdruck um eine *analytische* Unterscheidung von Momenten des Wahrnehmens, die sich erst in der Reflexion auf die Rede von Wahrnehmungen ergeben. In diesem Sinne versucht König eine Modifikation der Rede von Eindruck und Ausdruck, indem er insbesondere den Erlebnisausdruck als einen Ausdruck rekonstruiert, der einen Lebensbezug meint, einen »Reflex des Wissens vom Erwirken«; also einen ersten reflexiven Akt, in dem wir

Eindruck und Ausdruck

49 | Ebd., S. 169